

ANIMA DAEMONIS

MANDY RAUCH

Anima Daemonis

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt. Eine Vervielfältigung oder Verbreitung – auch auszugsweise – ist ohne schriftliche Genehmigung des Verlags nicht gestattet.

Juni 2025

© 2025 Mandy Rauch. Alle Rechte vorbehalten.

Herausgeber & Verlag
Phantorion Verlag
Ludwigswinkel

Kontakt
contact@phantorion.de
www.phantorion.de

Satz: Phantorion Verlag
Lektorat & Korrektorat: Katharina Glück
Coverdesign: Jenny Bertoni

ISBN (Taschenbuch): 978-3-911884-02-0

Über das Buch

„Um ihn zu finden, musste ich sterben.“

Änlin lässt ihren Körper und ihre Welt hinter sich, um in die Tiefen der Hölle hinabzusteigen. Dort, wo Dämonen herrschen, Seelen unter Qualen geläutert werden und Hoffnung nur eine flüchtige Illusion ist, sucht sie nach einem einzigen Wesen: Mephisto, dem Kriegsverbrecher, einem Gefangenen der Höllenkönigin ... dem Dämon, dem sie ihr Leben verdankt.

Doch Änlins Weg zu ihm ist voller Hindernisse. Gemeinsam mit der Dämonin Nepthys stellt sie sich der Dunkelheit, ihrem eigenen Misstrauen und einer Macht, die mit Änlins Verbindung zu Mephisto ein grausames Spiel treibt.

Denn in der Hölle sind Schuld und Unschuld nur schwer zu unterscheiden, und die Wahrheit kommt immer ans Licht.

Über die Autorin

Mandy Rauch ist nicht nur eine leidenschaftliche Mutter zweier wundervoller Kinder, sondern auch eine talentierte deutsche Autorin.

Die junge Niedersachsin hat eine tiefe Leidenschaft für Fantasy-Geschichten, die sie seit ihrer Kindheit begleiten und inspirieren. Ihre Bücher sind mehr als nur Geschichten; sie sind Tore zu faszinierenden Welten. Sie ziehen die Leser in ihren Bann mit einer geheimnisvollen, düsteren und einzigartigen Atmosphäre, die jeden, der sich darauf einlässt, in Staunen versetzt und zum Träumen einlädt.

Mandy Rauch versteht es meisterhaft, ihre Leser auf eine unvergessliche Reise mitzunehmen.

Content Notes / Inhaltswarnung

Dieser Text enthält explizite Darstellungen von Gewalt und Suizid.

Leser:innen sollten sich bewusst sein, dass Themen wie physische und psychische Gewalt und vollzogener Suizid, traumatische Erfahrungen, Hilflosigkeit und existenzielle Verzweiflung intensiv behandelt werden.

Diese Inhalte werden nicht verherrlicht, sondern kritisch kontextualisiert. Dennoch enthält der Text explizite Szenen und Beschreibungen, die emotional stark belasten oder retraumatisierend wirken können. Personen, die auf solche Themen empfindlich reagieren oder gefährdet sind, sollten dies vor der Lektüre sorgfältig abwägen.

ÄNLIN



Prolog

Die Nacht ist kalt, und über dem Waschzuber hinter der Hütte wabert duftender Dampf in den schwarzen Nachthimmel hinauf. Ich streife den wärmenden Umhang von meinen Schultern, lasse ihn achtlos in den Schnee fallen und schlüpfe aus den Kaninchenfellpantoffeln. Die kleinen, schimmernden Eiskristalle, die den Boden bedecken, schneiden brennend kalt in meine nackten Fußsohlen, und ich versuche, jede Sekunde zu genießen, in der ich meinen Körper noch wahrhaftig spüren kann. Mit einem letzten bewussten Atemzug empfangen ich den Schmerz der Winterluft in meiner Lunge, lasse mich von ihm erfüllen, bevor ich in das noch heiße Wasser steige, das auf mich gewartet hat.

Ich sinke in mein Bad aus Kräuterölen und Essenzen, genieße den herben Duft, der in meiner Nase kitzelt, und spüre, wie die Wärme des Wassers langsam durch meine Haut dringt. Einen Augenblick noch erlaube ich mir, die Augen zu schließen, und lege den Kopf in den Nacken, bade mich nicht nur in der Wärme, sondern auch im kühlen Licht des zweiten Mondes. Ein neuer Tag ist angebrochen. Der eine Tag, auf den ich die letzten drei Jahre gewartet, auf den ich hingearbeitet habe. Nur noch ein Schritt trennt mich von dem, was ich mir so sehr ersehnt habe. Diese eine Sache, die leichter sein sollte als alles, was ich bereits getan habe, und doch so viel Überwindung und Entschlossenheit fordert.

Im Innern der Hütte höre ich den Druiden wirken. Sicher versucht er, zu lesen, und schlägt doch nur wahllos Bücher auf und wieder zu, wie er es immer tut, wenn er sich ablenken will. Ich lächle. Der alte Oran war mir mehr ein Freund als jeder andere Mensch jemals zuvor, aber jetzt muss ich ihn verlassen. Kurz schweifen meine Gedanken zu den Tagen zurück, in denen er mich auf meinen Weg vorbereitet hat. Mit weisen Worten, Ratschlägen, längst vergessenem Wissen, das anscheinend nur noch ihm allein vorbehalten ist. Und nun auch mir. Ich denke an die Abende, an denen wir gemeinsam über fremden Landkarten und den alten Aufzeichnungen seiner Frau brüteten. Ich denke an den warmen Teppich vor dem Kamin, auf dem ich lag, wenn ich las. Denke an den Tag zurück, als er mir zum ersten Mal die verborgene Klappe darunter zeigte. An den Keller, in dem ...

In meiner Brust schnürt sich etwas zusammen. Es fällt mir schwer, all das zurückzulassen, aber ich habe keine Wahl. Das bohrende schlechte Gewissen muss ich abschütteln, mich frei davon machen. Jetzt ist nicht der Augenblick für Zweifel. Die Zeit ist reif, ich bin bereit.

Noch immer schmecke ich den Trank aus Ölen, Säften und Blut, den Oran mir gegeben hat. Er liegt wie ein Film auf meiner Zunge, mein Anker, mein Wegweiser. Mein Blick gleitet zu dem Tischchen, das neben meiner Wanne steht. Die Athame des Druiden reflektiert das Licht der Nacht. Ich strecke einen Arm hinaus in die Kälte, schließe die Hand um den Griff aus Obsidian und fahre frömmlerisch mit einem Finger die fei-

nen Schnitzereien in dem schwarzen Edelstein nach. Lilien und Schädel. Wie passend. Mein Finger gleitet wie von selbst am Griff hinauf zu der kurzen Klinge. Nur noch ein Schritt. Ich werfe einen letzten Blick zum Fenster, aus dem warmes Kaminfeuerlicht in die Nacht hinausstrahlt, wünsche, der Alte wäre jetzt bei mir, würde mit seiner knochigen, pergamenthäutigen Hand die meine halten, während ich den letzten Schritt tue. Ich weiß, dass ich diesen Weg nur allein gehen kann, doch sein fester Blick und seine ruhige Stimme könnten mir Kraft geben, Trost spenden, Mut machen. Als ich ihn bat, bei mir zu bleiben, verwehrte er sich. Er erträgt es nicht, mich gehen zu lassen, und noch weniger würde er es ertragen, mir dabei zuzusehen. Ich nehme es ihm nicht übel. Mir fällt der Abschied auch schwer. Einmal noch schaue ich zu Mevidian hinauf, dem zweiten Mond unserer Welt, und zu den unzähligen Sternen, die sich über das Schwarz des Himmels verteilt haben. Ob ich sie je wiedersehen werde? Wie anders wird der Ort sein, an den ich gehe?

Ich habe lange genug gezögert. Meine Hand greift die Athame fest. Der steinerne Griff ist glatt, er darf mir nicht entgleiten. Schnell und tief drücke ich das Metall in die zarte Haut meines Handgelenks. Tief genug, um zu verbluten, nicht so tief, als dass ich die Hand nicht mehr benutzen könnte, um mir auch die Adern des anderen Arms zu öffnen. Auch das hat Oran mir gezeigt. Das Blut ist heißer als das Kräuterbad, mischt sich mit dem grünlichen Wasser. In dicken Schlieren kriecht mein Leben über die Wasseroberfläche und diffundiert dann zur Unkenntlichkeit unter meinem faszinierten Blick. Der Schmerz war kurz, jetzt ist kein Platz mehr für ihn. Ich bin erfüllt von Erleichterung, nicht von Bedauern.

Ich kann spüren, wie mein Leben mich verlässt, nehme meine Umgebung kaum mehr wahr. Meine Lider flimmern, und ich weiß, dass ich den letzten Schritt gegangen bin. Ich sterbe.

ÄNLIN



Kapitel 1

Ich bin. Im ersten Moment weiß ich nicht, wo, wie oder wer, aber als sich der dunkle Schleier, der sich um mein Bewusstsein geschlungen hat, lichtet, sickern meine Erinnerungen und die Erkenntnis in meine Seele zurück. Ich habe es geschafft. Ich muss es geschafft haben. Ganz langsam beginne ich, eine Umgebung wahrzunehmen, und spüre, wie sich ein Körper um mich herum materialisiert. Mein Körper. Der Druiden hat erklärt, dass die meisten Menschen nach ihrem Tod die Gestalt annehmen, die sie auch im Leben hatten, zumindest am Anfang, obwohl es in der Hölle die Grenzen eines physischen Körpers nicht gibt. Beinahe schäme ich mich, dass mein Verstand ebenso begrenzt zu sein scheint wie der der meisten anderen. Trotzdem bin ich froh, meinen Körper wiederzuhaben, und schlinge meine Arme um mich, als mir ein Schluchzen entweicht. Tränen der Erleichterung laufen mir über die Wangen, und ich halte mich, solange ich weine. Alles fühlt sich anders an, surreal. Ich kann nicht glauben, dass ich tatsächlich noch da bin. Im Reich der Göttin Myrjam. Dem Ort, an dem ihre Schöpfung, die Dämonen, sich den Seelen annehmen, die es nicht verdient haben, die Ewigkeit im Paradies zu verbringen.

Nach und nach kehren alle meine Sinne zu mir zurück, und ich kann den harten, rauen Boden unter mir wahrnehmen, wenn auch nur gedämpft. Noch liege ich, und es verstreichen weitere Minuten, bis ich mich zumindest aufsetzen kann, um mich zu begutachten. Ich trage ein Kleid, das mir bis zu den Knien reicht, ein Mieder aus Leder und eine weiße Bluse darunter. Die Kleidung, die ich mir eingepägt habe, die ich wochenlang angestarrt habe, damit ich sie mitnehmen kann. Wäre ich nackt in der Hölle aufgetaucht, wäre mir das doch sehr unangenehm gewesen.

Um mich herum erstreckt sich eine unendlich scheinende Landschaft der Trostlosigkeit. Zu meiner Linken ein Gebirge, dessen Gipfel so hoch in den trüben Himmel ragen, dass sie das spärliche Licht, das auf die Erde hinabfällt, verschlucken. Zu meiner Rechten sehe ich nichts als trockenes, steiniges Ödland. Nur selten wird der karge Boden von halb verdorrten Büscheln verschiedener Gräser unterbrochen. Ansonsten gibt es nichts zu sehen. Grauer Himmel, graue Felsen, graue Erde, und ich bin dankbar dafür. Ebenso gut hätte ich in dem Gefangenenlager eines Dämonenfürsten aufwachen können, aber Oran hat recht behalten: Das Mädchen, das ich suche, ist eine Meisterin darin, unentdeckt zu bleiben. Oder der Trank, den ich kurz vor meinem Übergang schlucken musste, versetzt mit ihrem Blut, hat nicht so gut funktioniert, wie er es mir weismachen wollte. Aber ich möchte nicht vom Schlimmsten ausgehen.

Es kostet mich mehrere Versuche, bis ich es schaffe aufzustehen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren und ins Schwanken zu geraten. Meine Sinne sind nun die einer Toten, und alles scheint in Watte gepackt. Mein Verstand, meine Orientierung, meine Haut. Ich weiß nicht, wie lange ich so dastehe und versuche, mich in meinem Körper zurechtzufinden, jede neue Empfindung, jeden Eindruck genau wahrzunehmen. Irgendwann beginne

ich wie selbstverständlich, einen Fuß vor den anderen zu setzen. In meiner Magengegend breitet sich ein Kribbeln aus: das Gefühl von Aufregung, Vorfreude und Angst.

»Bald bin ich bei dir«, flüstere ich in den kühlen Wind, der aufgekommen ist, als wollte er mich willkommen heißen, und bete, dass er meine Worte zu ihm trägt.

Die weichen Lederschuhe an meinen Füßen bringen mich sicher über die unebene Erde. Ich weiß, wohin ich muss. Ganz instinktiv schlage ich einen Weg ein und bin überzeugt, dass es der richtige ist. Immer am Fuß des Berges entlang, bis ich schon kurze Zeit später Rauch hinter einem Felsvorsprung aufziehen sehe. So geschickt, wie es mir möglich ist – also noch ziemlich unbeholfen –, ducke ich mich und husche näher heran. Ich kann mir nicht sicher sein, aber ich spüre, dass sie es ist, die das Feuer entfacht hat: Nephtys, die ehemalige Schattenläuferin der Königin der Hölle. Die Kriegsverbrecherin, die Verräterin, die Flüchtige, deren Blut ich getrunken habe, um sie zu finden. Ich darf jetzt keinen Fehler machen. Wenn ich sie nicht überzeugen kann, mir zu helfen ... Ich habe keine Chance, wenn ich mich allein durch die verdammte Hölle schlagen muss.

Bald bin ich so nah bei ihr, versteckt hinter einem Felsen, dass ich ihre Schritte hören kann und das Klappern von Metall. Der Rauch, der sich dunkel in den grauen Himmel kräuselt, brennt in meiner Nase. Tausendmal bin ich die Worte durchgegangen, die ich ihr sagen werde, tausendmal habe ich die Szene unseres Zusammentreffens gedanklich durchgespielt, doch nun scheinen mir all meine Worte abhandengekommen zu sein. Mein Mund ist trocken wie der Boden, auf dem ich knie, mein Herz galoppiert in Todesangst, hat vergessen, dass es bereits gestorben ist – vermutlich schon begraben oder gefressen von den Tieren des Waldes.

Das Feuer des Dämonenmädchens prasselt und knistert. Ich höre das Schleifen von Metall auf Stein. Bevor ich weiter verzagen kann, springe ich aus meinem Versteck hervor und möchte sagen: »Nephtys, ich brauche deine Hilfe«, schreie es aber mit krächzender Stimme wie einen kläglichen Befehl heraus und erstarre, als sie zu mir herumfährt.

Ihre Augen sind vor Schreck geweitet. Sie ist etwas kleiner als ich, aber viel kräftiger. Der Druiden hat sie immer Mädchen genannt, doch sie hat die Gestalt und das Antlitz einer jungen Frau. Gebräunte Haut, unter der sich an Armen und Beinen deutliche Muskeln abzeichnen, Augen in der Farbe von Eis und violette Haar, das ihr zu einem dicken Zopf geflochten über den Rücken hängt. Beringte Ohren, spitz und lang, stehen zu beiden Seiten ihres Kopfes ab.

»Ein Mensch«, haucht sie mit ebenso viel Unglauben in der Stimme, wie in ihrem Blick liegt.

So schnell, wie sie nach ihrem Messer greift, kann ich nicht einmal zucken. Sie hat sich bereits auf mich geworfen, mir die kurze Klinge an die Kehle gepresst und mich zu Boden gedrückt, bevor ich überhaupt begreife, was geschieht. Der dumpfe Schmerz des Aufpralls zieht sich durch die Wirbel meines Rückens. Nephtys legt all ihr Gewicht in den Arm, mit dem sie meine Schulter fixiert. Ich kann mich nicht mehr rühren.

»Was willst du?«, spuckt sie mir entgegen. Von der Furcht, die sich eben noch in ihren Augen gespiegelt hat, ist nichts mehr geblieben. Purer Hass liegt in ihnen. Sie fletscht die Zähne wie ein wildes Tier und entblößt vier spitze Fangzähne.

»Ich ... ich ...«

»Sag schon!«, brüllt sie so laut, dass es mir in den Ohren schmerzt, und drückt die Klinge noch ein wenig tiefer.

Während meine Angst mich zu übermannen droht, versuche ich, im Gedächtnis zu behalten, dass sie mich nicht töten kann. Vielleicht kann sie mich verletzen, mir Schmerzen zufügen, ja, mich sogar Foltern, solange mein Bewusstsein noch so eng mit meinen irdischen Erfahrungen verbunden ist. Dennoch wird mich all das nicht aufhalten können. Hier unten bin ich unsterblich.

»Rede!«, fordert sie wieder, und endlich keuche ich die einstudierten Worte heraus, die ihr Schicksal an meines binden.

»Nephtys, ehemalige Schattenläuferin der Königin und abtrünnige Legionärin, ich fordere dich auf, deine Schuld zu begleichen!«

Es scheint eine Wirkung auf die Dämonin zu haben, wenn auch nicht die gewünschte, denn sie zieht nur eine ihrer schmalen Augenbrauen skeptisch in die Höhe. Die Schneide des Messers aber ruht noch immer auf meiner Halsschlagader, als sie fragt: »Seit wann befehligt die Königin menschliche Seelen?«

»Ich komme nicht wegen deiner Verbrechen an der Königin. Ich komme wegen deiner Schuld gegenüber Oran und seiner Frau.«

Augenblicklich schreckt etwas in ihr zurück. Ich sehe ein Flackern in ihren Augen und spüre, wie die Klinge in ihrer Hand erzittert, bevor sie den Druck auf meine Schulter erst verringert, sich dann ganz aufrichtet und Distanz zwischen ihr Gesicht und meines bringt. Sie sitzt nun auf meinem Becken und blickt von oben auf mich herab wie auf ein erlegtes Tier. In ihrem Gewicht liegt so viel Kraft, dass ich weiß, ich könnte mich auch jetzt nicht von ihr befreien, selbst wenn ich es versuchte.

»Welche Schuld soll das sein?«, fragt sie.

Jetzt bin ich es, die sie skeptisch beäugt. »Ich bin mir sicher, dass du weißt, wovon ich spreche«, entgegne ich nur, weil ich das Gefühl habe, sie möchte mich für dumm verkaufen.

Aber sie faucht zurück: »Das weiß ich, aber ich will hören, ob du weißt, wovon du sprichst, Menschenkind!« Das letzte Wort spuckt sie aus wie eine Beleidigung, die ihr auf der Zunge brennt.

»Orans Frau hat sich für dich geopfert. Am Ende des Krieges zwischen Dämonen und Menschen, als die Grenzen zu Aknetia geschlossen wurden, hat sie sich geopfert, damit du nicht zurück in die Hölle verbannt werden konntest. Aber du warst unvorsichtig, trotzig und stur und ...«

Die Ohrfeige trifft mich so schnell und hart, dass ich sie höre, bevor ich sie spüre. Das Brennen auf meiner Wange treibt mir Tränen in die Augen. Ich kann immer noch jeden einzelnen ihrer Finger auf meiner Haut fühlen, als ich keife: »Du hast gefragt, ich habe geantwortet. Die Wahrheit hörst du wohl nicht gern!« Sie verzieht den Mund zu einer angewiderten Fratze, erwidert aber nichts, also sage ich: »Oran hat mir gesagt, du würdest mir helfen. Er hat gesagt, du schuldest ihm etwas, und er hat mir geholfen, dich zu finden.«

»Das kann Zufall sein«, sagt sie, obwohl wir beide wissen, dass das in dieser Einöde kaum wahrscheinlich ist.

»Was glaubst du, wie ich dich gefunden habe? Was glaubst du, woher ich deinen Namen weiß? Was glaubst du, wieso du mich nicht schon vor Meilen gewittert hast?«, frage ich herausfordernd. Wenn sie nicht meine einzige Hoffnung wäre, hätte ich Oran verflucht, dass er mich zu einer dermaßen begriffsstutzigen und hitzköpfigen Dämonin geschickt hat. Aber sie ist trotzdem meine beste, meine einzige Option. Ich darf es nicht vermasseln.

Endlich steht sie auf. In einer einzigen fließenden Bewegung gibt sie mich zwischen ihren Beinen frei und bringt einen angemessenen Abstand zwischen uns. Ich rapple mich auf, streiche den Staub aus meinem Kleid und zwingt mich, die Hand nicht auf meine pochende Wange zu pressen, um ihr meinen Schmerz nicht zu zeigen.

»Warum schickt er dich? Was will er?«, fragt sie.

Ich seufze. »Er schickt mich nicht und er will auch nichts von dir, außer, dass du mir hilfst. Vor einiger Zeit habe ich Oran aufgesucht, weil ich Gerüchte gehört hatte über den Druiden, der im großen Krieg an der Seite der Dämonen gekämpft hat. Ich kam zu ihm, weil ich seine Hilfe brauchte, so wie jetzt deine.«

Ich warte auf eine Reaktion. Sie verschränkt die Arme und nickt mir zu, damit ich weiterspreche.

»Ich suche jemanden. Einen Dämon.«

Nephtys gibt ein ungläubiges Geräusch von sich, das wie eine Mischung aus Zischen und Fauchen klingt, und schüttelt den Kopf. »Davon gibt es hier ja einige. Das hier ist die Hölle, Kindchen. Such dir einen aus.«

»Ich suche Mephisto. Ich glaube, du kennst ihn sogar. Ihr seid gemeinsam in den Krieg gegen die Menschen gezogen, nicht wahr?«

Plötzlich ist ihr Gesicht wieder ernst und hart und wirkt viel älter als zuvor. »Ich kenne ihn nicht. Es gab Tausende von uns. Aber wenn es stimmt, was du sagst, suchst du keinen beliebigen Dämon, sondern einen Kriegsverbrecher.«

Ich nicke.

»Einen Gefangenen der Königin.«

Da ist keine Frage in ihren Worten, trotzdem nicke ich erneut.

»Warum suchst du ihn?«, will Nephtys wissen.

»Das braucht dich nicht zu kümmern«, antworte ich. »Ich will nur, dass du mir hilfst. Schaffst du es, mich zu ihm zu bringen, dann ist deine Schuld gegenüber Oran und seiner Familie beglichen.«

»Wieso sollte die Erfüllung des Wunsches eines einfältigen, kleinen Menschenkindes diese Schuld wettmachen?«

Ich schaue zu Boden, dabei gibt es keinen Grund, jetzt zu verzagen. Nur es auszusprechen, fällt mir schwer. »Oran hat noch immer die Hoffnung, dass seine Frau zu ihm zurückkehren wird«, beginne ich, und obwohl ich sie nicht anschau, kann ich spüren, wie Nephtys' Haltung sich ändert. »Er weiß, wie es sich anfühlt, über die Grenzen der Welten hinweg von jemandem getrennt zu sein, den man liebt. Er hat mich gebeten, auf meiner Reise nach ihr Ausschau zu halten. Ich soll ihr sagen, dass er sie nie vergessen hat.«

Ein Kloß breitet sich in meinem Hals aus und ich schlucke schwer bei der Erinnerung an den alten, gebrochenen Mann. Ich kann mir nicht vorstellen, wie schlimm die Zeiten

des Krieges gewesen sein müssen. Besonders, weil diese beiden Magier auf der falschen Seite kämpften. Seine Frau zu verlieren, als das Ende absehbar war und der Frieden zum Greifen nah schien, muss ihm das Herz zerrissen haben.

»Ich möchte nur Mephisto finden«, spreche ich weiter, »aber vielleicht finde ich auch Orans Frau.«

»Sylvanka.«

Der Klang des Namens lässt mich erstarren.

»Die Hexe des Waldes, Orans Frau. Sie heißt Sylvanka«, sagt Nephthys mit Nachdruck.

Ich presse die Lippen aufeinander und nicke steif. Für Nephthys scheint es eine Frage des Respekts, die Hexe bei ihrem Namen zu nennen. Für mich ist es eine Frage des Mitgefühls, es nicht zu tun.

Nephthys wendet sich ab und geht zu ihrer Feuerstelle. Sie wirft einen trockenen Ast auf die beinahe erloschene Flamme. »Ich weiß nicht, ob du dich verstellst, um mich zu täuschen, aber einem Menschen, der so naiv ist wie du, bin ich wirklich noch nie begegnet, und ich bin über tausend Jahre alt.«

»Das liegt vermutlich daran, dass ich erst neunzehn bin und du nur die Menschen kennst, die bei euch in der Hölle landen«, kontere ich und sehe, dass sich ein Lächeln auf ihre Lippen stiehlt, auch wenn sie es schnell verbirgt.

Erst jetzt komme ich dazu, mir Nephthys' Lager anzusehen. Es gibt einen breiten, dunklen Spalt zwischen zwei Felsen, hinter dem ich eine Höhle vermute. Zwischen diesem vermeintlichen Eingang und einem verdorrten Ding, das aussieht, als wäre es einst ein junger Baum gewesen, spannt sich ein Segel aus festem Stoff, um wohl vor Sonne oder Regen zu schützen, obwohl ich mir bei der nicht vorhandenen Vegetation und dem wolkenverhangenen Himmel weder das eine noch das andere vorstellen kann. Auf einem Stein liegen verschiedene Klingen und Speerspitzen. Einige glänzen wie neu, andere sehen verbeult, verbogen, schmutzig und stumpf aus.

»Wie heißt du?«, will Nephthys wissen, sieht mich aber noch immer nicht an, sondern stochert mit einem Speer in der Glut.

»Änlin.«

»Wie ernst ist es dir damit, diesen Dämon zu finden?«

»Ich bin dafür gestorben«, antworte ich, als würde das alles erklären.

»Jeder Mensch muss irgendwann sterben, und die meisten sterben jung. Das hat nichts zu bedeuten.«

Ich schlucke hart, als ich einsehen muss, dass es für unsterbliche Wesen wahrscheinlich schwer nachvollziehbar ist, welches Opfer ich gebracht habe.

»Es ist mir sehr ernst«, sage ich also, weil ich nicht weiß, welche Antwort sie von mir erwartet.

»Sehr wahrscheinlich befindet er sich unter dem Palast der Königin. Kriegsverbrecher und Abtrünnige werden festgenommen und beiseitegeschafft. Es gibt ein gigantisches Tunnellabyrinth unter ihrem Schloss, in dem sich die Verliese und Kerker befinden, aber da kommt niemand wieder raus, wenn sie es nicht befiehlt.«

»Ich weiß«, bestätige ich. »Ich werde einen Weg finden, damit sie ihn gehen lässt, aber erst einmal möchte ich nur zu ihm.«

Oran hat mich gut vorbereitet, auch wenn vieles von dem, was er mir erklärt hat, eher auf Spekulationen als auf Wissen beruhte.

Nephtys sieht mich an, als hätte ich vollends den Verstand verloren, aber ich sage: »Du hast deine Schuld und ich meine. Hilfst du mir nun oder nicht?«

»Wobei?«, fragt sie noch einmal mit Nachdruck. »Ich soll in die Stadt der Königin eindringen? Mit einem Menschenkind, das dort nichts verloren hat, dem es verboten ist, dorthin zu reisen, und das Ganze als eine Flüchtige? Ich denke, du weißt, dass ich seit über hundert Jahren gesucht werde. Dass ich es nur geschafft habe, in Freiheit zu überleben, weil ich einen großen Teil meiner Freiheit aufgegeben habe. Oder dachtest du, ich habe mir das Leben am Rande der Hölle ausgesucht, weil ich die Stille so sehr genieße? Was du vorhast, ist absoluter Wahnsinn. Ich gehe nicht in Morwens Kerker für die Wahnvorstellung eines Menschenmädchens.«

Ich mache einen Schritt auf sie zu. Es reicht mir! Wie gerne würde ich sie jetzt schlagen, so wie sie mich geschlagen hat, aber es würde ihr nichts ausmachen, dessen bin ich mir sicher. Stattdessen hebe ich mein Kinn mit all dem Stolz, den ich aufbringen kann, und sage: »Ich bin vielleicht jung und naiv, aber ich bin nicht wahnsinnig. Ich habe einen Plan. Nur woher weiß ich, ob ich dir trauen kann? Woher soll ich wissen, wie viel ich dir verraten kann? Dass du mich nicht der Königin auslieferst, um dich von deinen Verbrechen freizukaufen, oder, falls ich dafür nicht kostbar genug bin, mich bei der nächstbesten Gelegenheit gegen Waffen oder ein behaglicheres Zuhause eintauschst? So, wie das hier aussieht«, ich deute auf das spärlich hergerichtete Lager der Einsiedlerin, »glaube ich, dass du es allemal nötig hättest.«

»Wenn du mir nicht traust, warum bist du dann zu mir gekommen?«

»Weil Oran dir traut, weil du eine Ehrenschild zu begleichen hast und weil du meine einzige Hoffnung bist, es bis nach Lutecia zu schaffen.«

Nephtys seufzt und lässt den Kopf auf ihre Brust fallen. »Mädchen, du hast auch mit mir keine Chance.«

»Schön, aber das ist mein Problem. Und was ist mit Orans Frau? Hast du je versucht, sie zu finden? Hast du dich je gefragt, was aus der Frau geworden ist, die sich für dich in die Flammen der Hölle geworfen hat? Oder hast du dich seit deiner Austreibung immer nur versteckt?«

Endlich blickt sie zu mir auf. Ich habe Wut erwartet, doch sie sieht aus wie ein getretener Hund.

Ich setze nach: »Ich habe geglaubt, Kriegerinnen der Hölle wären furchtlos.«

»Furchtlos?«, fragt sie und lacht bitter. »Wir sind in den Krieg gezogen, weil die Furcht uns zerfressen hat. Du hast keine Ahnung, wozu menschliche Seelen imstande sind.«

»Doch, das weiß ich.«

Sie glaubt mir. Ich sehe es an dem Mitgefühl, das ihre kalten Augen wärmt. Was sie sagt, stimmt, auch wenn ich es nie zuvor so betrachtet habe. Der große Krieg ist vor Hunderten von Jahren ausgebrochen, weil die Dämonen aus der Hölle geflüchtet waren. Vor uns. Sie waren geflüchtet vor den Seelen, die sie eigentlich führen und beschützen sollten. Sie waren geflüchtet vor unserem Hass, unserem Sadismus, unserer Intriganz. Die Dämonenheere wollten Aknetia, die Welt der Lebenden, erobern, aber nicht aus Gier,

sondern aus Verzweiflung. Doch sie sind gescheitert. Der Kampf um unsere Welt tobte, bis die Engel des Himmelsgottes Evidian uns zur Hilfe kamen und die Heere der Unterwelt zerschlagen wurden. Jedes Kind auf Aknetia kennt die Geschichte. Wir wachsen mit diesem Wissen auf, denn seit dieser Zeit beten die Menschen in Kirchen und Kathedralen zu den Engeln, den Beschützern des Lebens. Weniger bekannt ist die Tatsache, dass Myrjam, Göttin der Hölle selbst, die Invasion mehr als missbilligte. Die Dämonen wurden für ihre Flucht und ihr Verbrechen gegen die göttliche Ordnung hart bestraft. Nephys ist eine der wenigen, die die Höllenkönigin Morwen bis heute nicht zu fassen bekommen hat, und ich kann nicht anders, als sie dafür zu bewundern.

»Bitte, Nephys.« Ich sinke vor ihr auf die Knie und greife nach ihren Händen. »Bitte, hilf mir. Wir können es schaffen, das weiß ich einfach. Und ich verspreche dir, dass ich alles tun werde, um auch deine Verantwortlichkeit gegenüber Sylvanka zu tragen und dich von der Schuldenlast zu befreien. Oran versucht noch immer, einen Weg zu finden, sie zurückzuholen. Er hat noch nicht aufgegeben. Bitte, Nephys.«

»Verdammt, steh schon auf!«, faucht sie und entzieht sich meinem Griff. Sie seufzt, und einige Herzschläge vergehen. Ohne es zu bemerken, halte ich den Atem an, bis sie sagt: »Ich bringe dich so weit, wie ich kann.«

Ich jubiliere bereits, als sie ihre Hand hebt, um mich zum Schweigen zu bringen.

»Ich übernehme keine Verantwortung für dich«, stellt sie klar und bohrt mir ihren Finger in die Brust. »Ich kann nicht noch mehr böse Geister mit mir herumtragen, also untersteh dich, dich an mich zu klammern, wenn dir diese körperliche Hülle von der Seele gerissen wird. Du wirst dich nicht beschweren und nicht jammern.«

Ich nicke hektisch.

»Es ist ein weiter Weg. Du wirst tun, was ich dir sage, und wenn wir die Grenzen von Lutecia erreicht haben, wirst du deinen Weg allein fortsetzen. Die Stadt der Königin betrete ich nicht. Wenn ich es täte, könnte ich mich ebenso gut ausliefern. Ich begleite dich einen Teil deiner Reise, aber den gefährlichsten Weg musst du allein gehen, verstanden?« »Jaja. Alles verstanden«, bestätige ich aufgeregt und kann mein Grinsen nicht zügeln. »Danke, Nephys, ich danke dir.«

Sie verdreht nur die Augen und wendet sich wieder von mir ab. »Denk daran, dass ich das nicht für dich tue. Ich helfe dir, weil meine Schulden sich über die letzten zwanzig Dekaden gehäuft haben und es schön wäre, ein paar davon abtragen zu können.«

»Selbstverständlich.«

»Wir brauchen eine Karte und noch ein paar andere Dinge«, erklärt sie, während sie nach einem Beutel angelt, der in einem Haufen anderer farbloser Stoffe auf dem Boden liegt. »Du bleibst hier. Ich gehe ins Dorf und besorge alles.«

»Kann ich nicht mitkommen?«, frage ich, denn die Vorstellung, an diesem trostlosen Ort zurückgelassen zu werden, gefällt mir nicht.

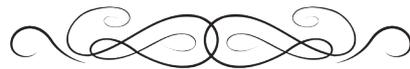
»In ein Dorf voller Dämonen?« Sie lacht. »Lieber nicht. Andererseits wäre ich dich dann schneller wieder los.«

»Schon gut, ich warte«, gebe ich mich, die Arme trotzig vor der Brust verschränkend, geschlagen. Obwohl ich immer noch Sorge habe, dass Nephys es sich doch anders überlegt und mich zurücklässt oder gar verrät. Ich weiß, dass die meisten Dämonen einen

großen Bogen um Menschenseelen machen, weil sie uns fürchten, auch wenn mir diese Furcht absurd erscheint. Es gibt aber auch einige unter ihnen, die nur zu gerne einen unbedarften Menschen wie mich in die Finger bekommen würden, um meiner Seele unaussprechliche Dinge anzutun.

Während ich warte und nichts weiter tun kann, um mir die Zeit zu vertreiben, als Löcher in die Luft zu starren, kann ich spüren, wie Nephtys sich weiter und weiter von mir entfernt. Der Trank hat mich an sie gebunden, und seine Wirkung wird bis in alle Ewigkeit oder bis zum Tod ihres unsterblichen Körpers bestehen. Was auch immer also zwischen uns geschehen wird, ich werde immer einen inneren Kompass bei mir tragen, der mich zu ihr führen kann. Ich werde spüren, ob wir uns nah sind oder nicht. Das war die einzige Möglichkeit, meine Seele am Fährmann vorbeizuschleusen, der die Verstorbenen je nach Sünden und Vergehen an ihren rechtmäßigen Platz verweist. Ohne meinen Anker hätte ich Nephtys niemals gefunden. Aber jetzt, da ich zum ersten Mal das unangenehme Ziehen der Trennung in meiner Brust spüre, frage ich mich, ob diese Verbindung nicht vielleicht das größte Opfer ist, das ich für meine Reise erbracht habe.

MEPHISTO



Kapitel 2

Meine Füße laufen auf kühlem, schwarzem Marmor. Sonnenlicht strahlt durch die bodentiefen Fenster der Verbindungsbrücke und scheint auf den Weg, der vor mir liegt, als würde Evidian, der Schöpfergott, persönlich über mich spotten. Zuzutrauen wäre es ihm, wo er doch in seinem Paradies sitzt, umgeben von guten Seelen, um auf uns in der Hölle herabzublicken.

Der Palast der Königin ist groß. Niemand weiß das besser als sie, und doch hat sie keine Geduld und kein Verständnis dafür, wenn man sie warten lässt. Also spute ich mich, um nicht in Ungnade zu fallen, denn ich habe nun eine andere Stellung, muss unterwürfig und ergeben sein.

Vor dem Krieg auf Aknetia war ich ein hochrangiger Dämon. Die Bosheit der Seelen machte mich zu einem Rebellen und das Versagen im Krieg zu einem Verbrecher. Dieses Schloss ist mein Gefängnis, wenn auch ein besonders luxuriöses. Manchmal vergesse ich fast, dass ich noch immer ein Insasse bin. Wenn ich an den mit Reliefs verzierten Wänden vorbeigehe, auf denen die stärksten und tapfersten Krieger abgebildet sind, Drachen und siebenköpfige Schlangen, einäugige Raben und dreiköpfige Hunde, wenn ich sehe, wie die roten und violetten Kristalle an den Lüstern funkeln, wenn sie von Mond und Sonne beschienen werden, und farbenfroh tanzende Flecken auf das Lavagestein der Wände werfen, fühlt es sich nicht nach Gefangenschaft an.

Ich bin sauber und gut gekleidet, trage eine schwarze Uniform wie die meisten anderen, die sich im Palast in Lutecia aufhalten. Lediglich die Dienerschaft bildet eine Ausnahme. Sie trägt Weiß. Immerhin, ein Diener bin ich nicht, und ich muss auch nicht unter der Kälte oder der Hitze der Hölle leiden. Ich werde nicht geschlagen oder mit Wasser überschüttet, ich bin nicht gefesselt und nicht in Ketten gelegt. Ich darf mich innerhalb des Palastes frei bewegen, und all diese Annehmlichkeiten sorgen dafür, dass ich meinen Stand an diesem Hof zuweilen falsch einschätze. Eines Tages könnte diese Überheblichkeit mein Verhängnis werden. Im Grunde sind wir alle Diener, Sklaven, Untertanen. Unsere Göttin Myrjam hat uns zum Dienen geschaffen. Nur dafür wurden wir geboren, und das gilt selbst für unsere Königin. Mein roter Umhang kennzeichnet mich als Berater, aber ich muss mich stets daran erinnern, dass ich ein in Ungnade Gefallener bin und zuweilen auch ihr Spielzeug.

»Wo bleibt er?«, höre ich sie keifen, noch bevor ich die letzten Stufen ihres privaten Aussichtsturms erreicht habe. Ihre Stimme ist beißend wie die gefletschten Zähne ihrer treuen Bestien. Etwas zerschellt an den steinernen Mauern des Saals. Porzellan, vermutlich eine Vase.

»Ich bin hier, Eure Majestät«, sage ich mit fester Stimme, als ich durch die Tür trete. Meine Verbeugung ist tief, und wie immer atme ich die Frustration hinaus, ehe ich mich

wieder aufrichte, um ihr in die toten Augen zu blicken. So rein und gut unsere Göttin ist, so gehässig und boshaft ist unsere Königin. Und wer kann es ihr verdenken?

Alle Dämonen unterstehen ihr. Sie ist für sie verantwortlich, ebenso wie für die Seelen der Menschen, die zu uns gelangen. Die Schlechten, die Ungerechten, die Skrupellosen, die Machtgierigen, die Mörder und die Lügner. Myrjam wollte einen Ort schaffen, an dem sie sich alle willkommen fühlen. Einen Ort, an dem sie ihre Sünden bereuen, Buße tun und sich bessern könnten, um sich eines Tages dem Paradies würdig zu erweisen. Ein schöner Gedanke, aber unsere Göttin muss auch nicht mit diesem Pack leben.

Der höchste Raum des höchsten Turms im Palast wird vom einfallenden Tageslicht erhellt. Die Wände sind in regelmäßigen Abständen von scheibenlosen, bodentiefen Fenstern unterbrochen. Die immer brennenden Flammen züngeln blau im Kamin, aber auch sie strahlen nicht genug Wärme aus, um gegen den kalten Wind anzukommen, der durch den Turmsaal pfeift.

»Mephisto!« Morwens Stimme ist plötzlich weich und warm. Der graue Schleier, der sich über ihre leeren, rein weißen Augen gelegt hat, funkelt, während sie zu mir schreitet. Sie greift nach meinen Händen und lächelt mich so strahlend an, dass ihr Gesicht plötzlich wie das eines Kindes aussieht. »Du hast mich viel zu lange warten lassen«, sagt sie, zieht die Augenbrauen zu einem gespielt traurigen Ausdruck zusammen und schiebt die Unterlippe vor.

Sebastyan und Noralie, die Höllenwölfe der Königin, haben sich auf ihren Decken und Kissen neben dem Kamin zusammengerollt und schlafen selig, aber ihr gleichmäßiger Atem klingt wie das Grollen der Verschollenen in den Bergen von Tharok. Sie haben ihre ledrigen Flügel wie Decken über sich gespannt, die mit giftigen Stacheln besetzten Schwänze an ihre Körper geschmiegt, und selbst im friedlichsten Schlaf entblößen sie ihre rasiermesserscharfen Zähne.

»Verzeiht mir, meine Königin«, sage ich und wende meinen Blick von den Bestien ab. »Ich kam, sobald ich Eure Nachricht erhalten habe. Ich wollte Eure Geduld nicht auf die Probe stellen.«

»Das weiß ich doch«, säuselt die Königin zuckersüß, hakt sich bei mir unter, streichelt mir mit ihrer weißen, eiskalten Hand über den Oberarm und führt mich durch den Raum. Jetzt erst entdecke ich Hestor, den Leibwächter der Königin, der steif wie eine Statue in einer Ecke steht. Seine dunkle Gestalt fügt sich in den Schatten der Nische ein, als wäre er selbst ein Teil von ihm. Der Boden aus Obsidian glänzt in solch einer Perfektion, dass er die kunstvolle Deckenbemalung spiegelt und sich unter unseren Füßen eine Sternenkarte abzeichnet.

»Warum habt Ihr mich rufen lassen?«, frage ich, weil ich die Stille nicht mehr ertrage, während wir auf eines der Fenster zugehen.

Die Königin sieht zu mir auf und strahlt mich an. Dann schmiegt sie ihr zartes Gesicht an meinen Arm. »Ich habe eine Überraschung für dich.«

Unwillkürlich versteife ich mich unter ihrer Umklammerung, und sie kommentiert die Veränderung meiner Haltung mit einem sardonischen Grinsen.

»Stell dich nicht so an, Mephisto. Ich bin mir sicher, du wirst dich riesig freuen.«

Ich bin mir sicher, das werde ich nicht, presse aber nur die Lippen aufeinander und schlucke den bissigen Kommentar hinunter.

Wir haben das Fenster erreicht. Von dieser Seite des Turms hat man einen perfekten Blick auf Cellerin, den größten See der Hölle. Davor, viele Meter unter uns, erstreckt sich die Stadt Lutecia. Der einzige noch existierende Ort, an dem Dämonen vor den Seelen der Menschen in Sicherheit sind. Ein kleines Stück Paradies, das uns nach dem Krieg erhalten geblieben ist. Normalerweise genieße ich die seltenen Gelegenheiten, bei denen ich hier oben sein kann, denn der Ausblick macht mich wehmütig, gibt mir aber auch die Hoffnung auf ein Leben nach meiner Gefangenschaft. Von hier aus kann man bis an die Grenzen der Stadt sehen, zu den Seen und Flüssen, und an guten Tagen, wenn der Nebel sich lichtet, sogar darüber hinaus bis zu den Steppen und Wäldern, die uns umgeben. Die angekündigte Überraschung schmälert diese Freude allerdings.

»Cessian!«, brüllt Morwen unvermittelt und so laut, dass ich zusammenzucke und selbst die schlafenden Bestien kurz ihre Köpfe heben, nur um sie sofort wieder beruhigt auf ihre Kissen zu betten.

Ein kleiner, junger Dämon betritt den Saal, von Körper und Statur nicht mehr als ein Kind. Auf seinem Kopf kräuseln sich aschblonde Locken und auf seinen nackten Schultern sprießen kleine, weiße Federn, die später einmal zu Flügeln heranwachsen wollen. Er ist nackt bis auf ein weißes Tuch, das um seine Hüfte geschlungen das Nötigste bedeckt und seinen untersten Stand am Hofe deutlich macht.

»Bring den Spiegel!«, befiehlt die Königin, und der Kleine huscht hinter einen schweren, dunkelblauen Samtvorhang.

Heraus kommt er mit einem großen, perfekt runden Glas, eingefasst in hauchdünnes Gold. Der Spiegel der Weitsicht oder auch das Glas der Sehenden wird es genannt. Normalerweise wird es von den königlichen Seherinnen genutzt, um in die entlegensten Orte der Hölle zu spähen. Sie können Seelen sowie Dämonen ausspionieren, Legionen der Dämonenfürsten beobachten und die Grenzen Lutecias bewachen.

Wie viele Dämonen könnten noch heute in Freiheit leben ohne dieses Ding? Wie viele fielen dem Spiegel der Weitsicht zum Opfer? Und wie oft habe ich mir gewünscht, das Glas aus dem Turm fallen und auf den Steinen des Vorhofs zerschellen zu sehen? Cessian stellt den Spiegel vor uns in ein Gestänge. Nun schauen wir durch das Glas, aber noch immer auf die gleiche Aussicht wie zuvor, und ich frage mich, wovor ich mich eigentlich noch fürchten soll. Was könnte die Königin mir zeigen, das mich nach all den Jahren, nach all dem Verlust und nach all dem Kampf noch schockieren oder verletzen könnte?

Der blonde Junge verbeugt sich tief, bevor er sich zurückzieht. Die Königin schiebt sich vor mich, streicht sich das fließende, dunkelblaue Kleid glatt und zieht den Moment quälend in die Länge.

»Du wirst niemals glauben, wen ich gefunden habe«, sagt sie schließlich.

Ich ziehe eine Augenbraue in die Höhe, denn ich habe keine Ahnung, wen sie meinen könnte. Alle, die ich je gekannt habe, sind entweder verbannt oder eingekerkert, einige wurden sogar verschlungen.

»Willst du raten?«, fragt Morwen, und ihr eben noch liebenswertes Lächeln wird zu einem wölfischen Grinsen.

»Verzeiht, aber ich fürchte, ich habe wirklich nicht die leiseste Idee, meine Königin.«

»Du bist ein Spielverderber, Mephisto. Und ein Langweiler«, sagt sie und schleudert mir demonstrativ ihr langes, blassviolettes Haar ins Gesicht, als sie sich dem Glas zuwendet.

Mit einer ausladenden Handbewegung enthüllt sie seine Magie. Wo eben noch der See und ein Flusstal zu sehen waren, kleinere und größere Häuser und der große Park vor dem Palast, erscheinen nun Berge und die karge Landschaft Karsikas.

Mein Herz krampft sich zusammen, denn ich erkenne das Mädchen sofort. Änlin! Ihr honigblondes Haar ist länger als damals und es fällt ihr offen über den Rücken, wird nicht mehr in Zöpfen gehalten. Sie sieht dünn aus. Noch dünner, als ich sie in Erinnerung habe. Zart, unschuldig und fragil wie der Flügel eines Schmetterlings. In Karsika ist sie so fehl am Platz wie ein Engel. Ich muss all meine Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht zusammenzubrechen, aber die Königin kann mir meinen Schock trotzdem ansehen. Ich muss meine Tränen wegblinzeln und das brennende Feuer, das sich durch meine Brust fressen will, mit aller Macht niederkämpfen.

»Sich nur!«, sagt die Königin. Sie klingt, als wäre sie meilenweit entfernt, und dennoch höre ich die gespielte Überraschung aus jedem ihrer Worte tropfen. »Ist das nicht die kleine ... die kleine ... Wie hieß sie noch gleich? Das kleine, magere Menschenkind, das dir so ans Herz gewachsen ist. Ich kann das Alter von Menschen schlecht schätzen, aber sie scheint mir noch sehr jung zu sein.«

Ich beiße die Zähne zusammen, so stark, dass es in meinem Kiefer schmerzt. Neunzehn. Sie ist erst neunzehn Jahre alt, aber ich antworte nicht. Zu groß ist die Angst, dass ich der Königin die Kehle zerbeiße, wenn ich es wage, jetzt den Mund zu öffnen.

Ich hätte mich niemals auf dieses Tauschgeschäft mit ihr einlassen dürfen, hätte es besser wissen müssen, hätte mich wegsperren lassen sollen, statt ihr zu erlauben meine Erinnerungen zu durchforsten. Niemals hätte ich ihr im Gegenzug für meine zweifelhaften Privilegien gestatten dürfen, von meinen Erfahrungen zu profitieren, aber für diese Einsicht ist es jetzt zu spät. Bis jetzt habe ich diese Entscheidung auch nicht bereuen müssen, aber es war nur eine Frage der Zeit. Was wird sie meiner Änlin jetzt antun? Was hat dieses verdorbene Weib vor?

Mein Blick ruht auf Änlin. Sie schaut in ein kleines Feuer, dann hinauf zu den Wolken. Ihre grünen Augen strahlen wie der Wald an dem Tag, als ich sie das erste Mal sah, und plötzlich verflüchtigt sich die Angst, die mein Herz umklammert hat, und macht, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, dem Glück und der Liebe Platz. Ich habe nie zu hoffen gewagt, dass ich sie einmal wiederssehen würde, auch weil ich mir für ihre Seele nichts sehnlicher gewünscht habe, als dass sie nie in der Hölle landen würden.

Die Königin schiebt sich in mein Sichtfeld, verbirgt Änlins Antlitz hinter ihrer zarten Gestalt. »Also? Ist meine Überraschung gelungen?«, fragt sie schmunzelnd. Ich möchte ihr das breite Lächeln am liebsten mit bloßen Händen vom Gesicht reißen.

»Ja, Eure Majestät«, presse ich hervor. Jeder Muskel in meinem Körper zittert.

»Freust du dich?«

»Ja, Eure Majestät.« Es wäre so leicht, ihr den Kopf von den Schultern zu schlagen.

»Ich frage mich, wieso sie hier gelandet ist, wo sie doch so ein guter Mensch war. Also, in der Hölle, meine ich. Hast du vielleicht ein falsches Bild von ihr gehabt? Ist ihre Seele vielleicht doch gar nicht so rein, wie du mich glauben lassen wolltest?«

»Doch, das ist sie.« Meine Krallen bohren sich schmerzhaft in meine Handflächen, als ich sie zu Fäusten balle. Der Schmerz lässt mich fokussiert bleiben, die Fassung nicht vollends verlieren.

»Und warum ist sie dann hier? Was meinst du?«

»Ich weiß es nicht, Eure Majestät.«

Wie lange will Morwen mich noch auf die Folter spannen? Wie lange soll dieses Spielchen dauern?

»Weißt du, Mephisto ...« Die Königin schleicht um mich herum und fährt mit ihrer Hand die Konturen meiner Schultern nach. »Ich denke, dass sie ein genauso schlechter Mensch ist wie alle anderen. Und ich denke, du hast dich in dem blassen, langweiligen, kleinen, mageren Ding getäuscht.«

»Nein«, sage ich fest überzeugt und schaue Morwen direkt in die kalten, weißen Augen.

Ein spöttisches Lächeln liegt auf ihren dunklen Lippen. Sie muss sich auf Zehenspitzen stellen, um mir ins Ohr zu hauchen: »Sie ist deinetwegen gekommen.«

Ich schrecke zurück. »Das ist nicht wahr«, stoße ich hervor und vergesse mich für eine Sekunde, was Morwen ein kurzes, krächzendes Lachen entlockt.

»Ein Dämon, der sein Herz an ein Menschenkind verloren hat«, spottet sie. »Es ist so lächerlich. Man sollte meinen, gerade du wüsstest, dass Menschen nicht dazu in der Lage sind, zu lieben. Wie schlecht sie sind, wie boshaft, wie berechnend.«

»Sie ist nicht so«, wehre ich mich.

Auch wenn ich weiß, dass Morwen recht hat, beweist nicht allein die Tatsache, dass Änlin für mich in die Hölle gefahren ist, das Gegenteil? Oder hat die Königin mich belogen? Ich hoffe es, denn ich könnte es mir nicht verzeihen, wenn ich der Grund für Änlins Verdammnis wäre. Wenn eine Seele ewigen Frieden verdient hätte, dann sie. Hier unten gibt es nichts für sie. All meine Gefühle sind in mir implodiert. Zurück bleibt nur eine Frage.

»Was wollt Ihr von mir?«, hauche ich. Was immer die Königin will, ich werde es ihr geben, solange sie Änlin in Frieden lässt.

»Nun ja ...« Sie zieht ihre Antwort in die Länge, will jede Sekunde meiner Ungewissheit genießen. »Mir ist schrecklich langweilig. Die politische Lage in den Bezirken der Fürsten hat sich beruhigt, wir haben unsere Grenzen unter Kontrolle und nach siebenhundert Jahren Herrschaft habe ich so langsam alles erlebt.«

Was bei Myrjam hat das mit Änlin und mir zu tun?

Mein böser Blick scheint meine Verwirrung zu verraten, denn die Königin fragt: »Du bist immer noch davon überzeugt, dass dieses Menschenkind eine reine, gute, liebende Seele ist?«

»Das bin ich«, bestätige ich, ohne zu zögern.

»Und du glaubst, sie gehört ins Paradies?«

»Ja.«

»Wie sicher bist du dir?«, will sie wissen und durchbohrt mich mit ihrem leeren Blick.

»Ich war mir nie zuvor einer Sache so gewiss wie der Reinheit, Unschuld und Güte dieses Mädchens«, antworte ich beinahe feierlich, denn es stimmt. Änlin ist die Perfektion einer Seele und das schönste Wesen, das je existiert hat.

Die Königin grinst. Ihre Mundwinkel ziehen sich so weit nach oben, dass es unnatürlich wirkt. Sie streckt mir ihre Hand entgegen und sagt: »Dann lass uns wetten.«